

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 62.

Donnerstag, 14. März.

1929.

(28. Fortsetzung.)

Feuer auf den Höhen.

Roman von Elfe Wibel.

(Nachdruck verboten.)

„Meine Papiere? Soll'n Sie haben. Hier.“
Aus den Gründen der weiten Beinkleider kommt eine Handvoll schmutziger Dokumente. Die Wachleute sehen sie mit großer Aufmerksamkeit durch. Kolja Mironow fiebert, als sie dem Eigentümer wieder zurückgegeben werden.

„Danke, Sie sind in Ordnung. Wie hat der Herr Sie eben genannt? Das stimmt nicht mit Ihrem Namen überein. Nach Ihren Papieren sind Sie Peter Sensmann... Sensmann aus Reidang, Kownosches Gouvernement... Schaubudenbesitzer.“

Und zu Kolja gewendet: „Ist das der Gesuchte?“
Es klingt nicht mehr ganz so geduldig wie bisher.

„Peter Sensmann? ... Aber nein! Sie hören doch — Indrit... Indrit, mein früherer Reitknecht. Unter Tausenden müßte man ihn erkennen. Keiner trägt die Haare wie er.“

„Meine Haare... der Kerl ist doch komplett verändert. Meine Haare... Hier haben Sie den Zimt. Ich trete doch nur so in der Nummer dort drinnen auf.“

Und Peter Sensmann aus Reidang reißt mit einem Ruck die unheimliche Perücke vom Kopf, löst die zwei geraden Striche der falschen Brauen, steht wimperlos, mit ungepflegtem, schmutzigh blondem Haar, dessen Strähne ihm, aus der Stirne gekämmt, in das Gesicht fallen... Biegt sich unter wiederndem Gelächter, prustet und wischt sich dann die Tränen aus den Augen.

„Nu geh'n Sie schon nach Hause zu Mutter und schlafen Sie, bevor Sie wieder 'nem ehrlichen Mann, der sein lautes Brot verdienen muß, die Polizei auf den Hals heben“, meint er gemüthlich.

„Entschuldigen Sie... Es ist mir äußerst peinlich! Ich werde das nächste Mal vorsichtiger sein... Die Maske... sie war täuschend ähnlich. Ein ärgerlicher Zufall... Kann ich Ihnen vielleicht...“ Und Kolja Mironow greift mit einer mechanischen Gebärde der Gewohnheit in die Tasche.

„Machen Sie kein Mumpitz und ziehen Sie schon ab.“
Der Wachmann klappt das Buch zu, in das er Herrn Sensmanns und Kolas Namen eingetragen hat, was Kolja mit abergläubischem Entsetzen erfüllt.

„Das war ein unnötiger Alarm. Wir können gehen, denke ich.“

„Denke ich auch... Gute Nacht, die Herren...“
Peter Sensmann bleibt in der Mitte des Ganges stehen, bis die Tür sich hinter den Dreien geschlossen hat. Lautlos schiebt er einen schweren Riegel davor.

Dann pfeift er leise vor sich, geht in den Teil des Ganges, der in völliger Dunkelheit liegt und stößt eine Türe auf.

Ein kleiner Raum liegt dahinter. Teppiche, in leuchtenden Farben von seidigem Glanz, sind auf die kalte Erde geworfen. Einmal haben sie in den Schlössern großer Herren Säle und Zimmer mit der unvergänglichen Glut ihrer Farben durchwärmt. Diese Polsterissen liegen achlos darüberhin geworfen.

Von einem dieser Polster erhebt sich ein Mann. Es ist Indrit.

„Sind Sie fort?“

„Natürlich. Du mußt den Rummel doch gehört haben. Ich sage dir: das war 'n Theater! Geht mit einem Wodka.“

Indrit zieht eines der geschminkten Mädchen, das ihm zunächst auf den Kissen hockt, an ihren bunten Glasetten spakhast gewaltig in die Höhe. „Hörst du... er will trinken! Was Feines verdient hat er. Gut gemacht hat er die Sache — Das wußt' ich ja, daß der große Herr kommen würde... Heute morgen... Ich habe Zeit. — Seine Frage hätte ich Ihnen schon sagen sollen, als die Geschichte mit der Schießerei losging... Hab lange genug daran herumstudiert. Jetzt sieht es.“

Indrit Bilentiew gießt gleichmütig ein großes Glas Brantwein hinunter, ohne zu schlucken. Dann stiert er in eine Ecke und spuckt aus.

Man will nichts mit den deutschen Gerichten zu tun bekommen. Man kann sie nicht bestechen. Sie würden sein Geld nicht annehmen...

Die schwarze Mutter von Kasan möge ihn davor bewahren, daß etwas Dummes geschieht, wenn ihn die Wut einmal zu stark schüttelt und das rote Blut einem die Augen trübt.

Aber seine Rache muß er haben... Seine Rache für Lio, die ihm der Hund Kolja gestohlen hat.

Plötzlich stößt er mit dem Fuß in die träge sich rätelnden Mädchen.

„Geht weg, ihr gestreiften Teufel! Ihr seid häßlich! Ich kann euch nicht mehr sehen... Die Frau will ich.“

Eines Tages rollt Aglai Bezings hellgrauer Reisewagen vor dem kleinen Fischerhaus am See vor.

Benita, die gerade damit beschäftigt ist, Wäsche an eine Leine zu hängen, die Kolja mit mehr gutem Willen als Geschick zwischen den Obstbäumen befestigt hat, sieht: neben Aglai sitzt Sep Sollern. Wil Kennberg aber lenkt den Wagen.

„Benita, grüß Gott, um gleich die Landesprache zu üben...“ Sagt mal, Kinder, warum wandelt euch eigentlich der Anblick eines Reisewagens mit uns als Füllung regelmäßig zu Salzäulen? Borhin ist der Meister hier ebenso beängstigend erstarrt, wie du es jetzt tust... Wo lebt ihr eigentlich? — Pflegt ihr für gewöhnlich mit der Postkutsche zu fahren? Ich glaub es euch. Eine Schwereffälligkeit steckt euch in den Knochen. Willst du dich jetzt vielleicht ebenso sträuben, mit uns nach dem drolligen kleinen Hotel an der andern See-Seite zu fahren, wie es der Maler da getan hat? Ich werde vielleicht ein paar Tage dort wohnen... Schäferidyll und so... Wil und ich kommen eben vom Lido. Jetzt haben wir uns für den Augenblick etwas über...“

Aglai Bezings bleibt dabei ruhig in ihrem Wagenpolster zurückgelehnt. Sie lacht nur, als Benita sie bittet, mit ihr ins Haus zu kommen.

„Dein Haus... nein, Benita, sei mir nicht böse, ich kann mir alles ungefähr denken. Auch Schäferidylle haben ihre Grenzen. Mir genügt das, was uns jetzt erwartet. Also komm, einsteigen...“

Sep Sollern steht am offenen Wagenschlag, er wendet Aglai Bezings den Rücken zu. Seine Augen bitten Benita... Da tut sie es.

Eine Stunde später sieht man dann in der kleinen Hotelhalle. Sie ist nach dem See zu offen und so ist

das bescheidene Strandleben mit dem Hause gleich in eins verschmolzen.

Es sind nicht mehr so viel Gäste da. Immerhin hat der ungewöhnlich schöne Herbst noch einige Unentwegte festgehalten.

Die meisten von ihnen sitzen in Badekostümen und -mänteln — aber was für Kostümen und welchen Mänteln, denkt Wil Kennberg — in den tiefen Stühlen. Ernsthaft, mit sorgendurchfurchten Stirnen sind sie um bunte Steine eines veralteten Spiels versammelt.

Man hält hier eben in allem und jedem an geradezu prähistorisch zu nennenden Gebräuchen fest... findet Wil Kennberg.

Er liegt in der Sonne, sein Körper glänzt wie Bronze. Er langweilt sich unaussprechlich und zerbricht sich zum hundertsten Male den Kopf, was Aglai Bezingen veranlaßt haben könnte, auf der Rückkehr vom Lido gerade hier Station zu machen.

Ihre Sehnsucht nach Benita, die sie beiläufig als Grund für diese reichlich sentimentale und unpraktische Reiseunternehmung angibt, ist ihm zu neu, als daß sie ihm widerstandslos einleuchtet.

Aglai Bezingen, die Hände im Nacken verschränkt, blinzelt mit halbgeschlossenen Augen. Sie trägt den neuesten Strandpyjama und bedeutet eine Sensation für den abgelegenen Ort. Sie nascht Eiscremebonbons und erzählt dazwischen hinein ihrer Cousine etwas zerstreut von ihren Kindern.

Konstanze ist schon im Wagen erörtert worden. Ja, es geht ihr gut. Anna-Dorothee sagt es wenigstens. Und diese selbst: die beiden Taspers sind begeistert. Sie knien sich mit ihr in tiefinnige Landwirtschaftsgeiräthe, die Schlafkrankheit hervorzurufen vermögen... Und natürlich stöhnen sie alle drei über die eisenden Zeiten und schauften sich ab. Deine Tochter flott mit dabei, Benita. — Na, ich sage dir, ich habe mal wieder Papa geegnet, daß er so vorsichtig war, sich meine Mutter einstens aus der Wallstreet zu holen. So kann ich losziehen, wann es mir Spaß macht. Ich bin einfach ausgerückt diesmal, es roch mir zu toll nach Landwirtschaft, überall zu Hause...

Aglai Bezingen, die sich im allgemeinen nicht den Kopf über ihre Mitgeschöpfe zerbricht, ist Anna-Dorothee gegenüber sonderbar hilflos. Alles ihr Geläufige verläßt bei diesem unerhört geradlinigen Mädchen. Sie spricht das ganz offen aus.

Mit einer Art Andacht hört Benita ihr zu. Ihr Lächeln ist weit fort... Bei Anna-Dorothee... Sep Sollern weiß es. Ein leidenschaftliches Wehren ist in ihm: „Nicht Anna-Dorothee... nur ich... nur ich bin in deinem Leben... Hörst du, Benita... nur ich.“

Gleich als der Wagen Aglai Bezingens vor seine Türe rollte... wie er eben im Begriff stand, das Haus zu verlassen... ist es ihm wie eine Art Bedrohung erschienen. Er hat keine vernünftige Erklärung dafür. Aglai Bezingen mit ihrer gedankenlosen Verführungstechnik ist ihm unsympathisch... Ja.

Aber das ist es nicht. Er ahnte gleich: sie wird Benita von Anna-Dorothee erzählen. Ihre Gedanken suchen dann wieder mehr dieses Kind und alles, was damit ihrem Leben verbunden ist... Das erträgt er aber kaum mehr. Er steht auf und drückt langsam, beinahe behutsam, die Zigarette aus.

„Ich fürchte sehr, Herr Sollern, Sie denken ernstlich daran, sich dem Wasser auszusetzen. Dazu ist nun doch wirklich Ihr fabelhafter Badeanzug zu schade.“

Sep Sollern lacht. „Wir sind am Lido, Baronin. Natürlich begreife ich, daß unsere rustikalen Sitten hier Sie verlegen. Ich erlaube mir deshalb, meinen Vorschlag zu wiederholen. Kommen Sie nach der Stadt. Dort ist allerlei Los.“

„Vielleicht. Wann werden Sie zurückfahren?“ „Heute Abend. Befehlen Sie, daß ich Quartier für Sie mache?“

Sie sieht blinzeln zu ihm auf. „Mööglich. Hier wird es bald öde werden. Ein einziger Regentag, und alles ist zu Ende. Wohin soll man jetzt noch fahren? Zu Hause langweile ich mich zu Tode. Ich halte es für sehr wahrscheinlich, daß ich Ihnen nachkomme.“ Aglai

Bezingen wirft Wil Eiscremebonbons zu. „Wollen wir, Wil?“

Der wendet sich ein wenig schwerfällig. „Mir paßt es natürlich. Ich habe nur leider noch wenige Tage Zeit.“

„Schade. Herr Sollern ist ja da. Sie werden mir Ihren künstlerischen Rat nicht versagen, wenn ich meine Herbsttoiletten in Ihrer Stadt besorgen gehe...“

„Gewiß nicht. Baronin. Solange ich dort sein werde, gern.“

Aglai Bezingen weiß sehr wohl, daß sie Sep Sollern in Gegenwart Benitas Unerhörtes mit diesem ganzen Gespräch zumutet. Es reizt sie, daß er widerspruchslos liebenswürdig auf alles eingeht. Neues, Lebendes geht damit von ihm aus... Es ist ihm natürlich durchaus nicht ernst damit.

Aber sie ist nun einmal dabei, die Öde einer Lebenspause auf ihre Weise zu erfüllen. Wozu wäre sie sonst wohl hierher gefahren?

Ihre Nerven schwingen. Von allen Seiten dringen hier die Unterströmungen der Menschen, die sie umgeben, auf sie ein. Diese Fäden in ihren Händen zu konfliktieren verwirrt und lachend dann fallen gelassen, das sind so die Anregungen, die sie haben muß...

Kolain... im Rennwagen bei jeder Kurve mit dem Tode um die Wette zu laufen... oder die Rolle der großen Amoureuse zu spielen... schließlich sind diese Mittel alle ein wenig verbraucht. Es kam immer auf dasselbe heraus.

Und Benita? Sie soll sich wehren, wenn sie es für nötig hält. Sie kann nicht immer sitzen und schön aussehen und mit ihren grauen Wunderaunen auf Seen hinausschauen, die sanft und flach zwischen nahmen Ufern sich strecken. (Fortf. folgt).

Großstadtstraße.

Wie sich Welle hinter Welle hebt,
Siehst du Menschen dir entgegenschießen,
Näherkommen und vorübergleiten,
Oh du sie erkennst, schon entschweht.

Flüchtig rühren dich die Augen an,
Deuten nicht, was rätselhaft verborgen
Hinter fremder Stirn von Wunsch und Sorgen,
Zwischen Leid und Freude schließt den Bann.

Heimlich tragen alle ihr Geschick,
Sähn voraus nach unbekannten Zielen,
Und es findet keiner von den Vielen
Ein Verweilen in des andern Blick.

Wie sich jeder in sich selbst verspinnt,
Wandern sie des Weges wie im Traum,
Kreuzen blind vorbei und wissen kaum,
Daß sie dichtgedrängt auf schmalem Raum,
Alle doch im Tiefsten einsam find.

Heinrich Heis.

Requiem.

(Eine Erzählung aus W. A. Mozarts letzten Erdentagen.)

Von Albert Reitich (Wien).

Emanuel Schikaneder kam eilig aus dem Gasthaus, in dem er zu Mittag gegessen hatte, und ging durch die Kärntnerstraße nach seinem kleinen hölzernen Theater im Stahrembergischen Freihaufe auf der Wieden.

Er war in schlechter Laune, als er durch den herabstürzenden Regen lief. Abgesehen vom Wetter ganz von seiner Gemüthsverfassung. Sein Theater ging schlecht, eine hundsmiserabel in den letzten Wochen und die Konkurrenz der Leopoldstädter Bühne hatte ihn an den Rand des Verberbens gebracht.

Sein sprechender Papagei, das kniende Kamel und der die Darle spielende Bär lodten die Leute nicht mehr an und so mußte er nun an eine wirkliche „Zugover“ denken.

Das brachte ihn auf den Hauptzweck seiner Wanderung durch die nächtlichen, zugigen Straßen, auf den Besuch bei Mozart, um bei dem eine solche Oper zu bestellen. Einen passenden Stoff hatte er schon, und Mozart war der rechte Mann, die Musik zu dieser Zauberoper zu schreiben.

Er hatte es immer verstanden, den guten Mozart für sich zu verwenden, und so sollte ihm der 1. t. Kammer-

Kompositeur, der Schöpfer von „Figaro“ und „Don Juan“, auch diesmal für seine Bretterbude dienlich sein.

Schnell lief Schikaneder durch das Theatergebäude, blieb für ein paar Momente in der Vorfahrt stehen, um sich auszuschnaufen, und schritt dann rasch nach dem Gartenhause im Freihofe, wo Mozart derzeit kampierte.

Mozart wollte anfangs von der Sache nichts wissen, aber da schilderte Schikaneder in so beredten Worten seine Not und seinen drohenden Untergang, daß Meister Wolfgang auf den Plan einging und sich auch sofort an die Arbeit machte.

Ja, Schikaneder kannte die Welt, er kannte auch seinen Mozart!

Mozart war noch nicht fünf Minuten allein, da klopfte es wieder an die Tür und ins Zimmer trat ein langer, hagerer, graugetriebener Mann, der sich als Graf Walsegg vorstellte und ein Requiem bestellte, eine Seelenmesse zur Todesfeier seiner Gemahlin.

Mozarts Seele war sofort Feuer und Flamme für dieses Werk, er nahm den Auftrag an und forderte als Honorar fünfzig Dukaten, die ihm allsogleich ausbezahlt wurden, ohne ihm mit dem Zeitpunkt der Ablieferung Zwang anzutun.

Aber Mozart gönnte sich Tag und Nacht keine Ruhe. Schon nach wenigen Wochen war der erste Akt der „Zauberflöte“ bis auf das Finale fertig, da kam ein neuerlicher Auftrag der böhmischen Stände, zur Leopoldsfrönung eine große Oper „Titus, der Milde“ zu komponieren.

Um sich an Ort und Stelle über alle Details zu informieren, war eine Reise unaufschiebbar. Eben wollte er mit Konstanze den Reisewagen besteigen, da stand als seltsame Mahnung wieder der hager, seltsame, graue Mann vor ihm.

Mozart beruhigte ihn, erklärte, daß er nach seiner Rückkehr von der Reise das Requiem als erste Arbeit vornehmen würde, innerlich aber trieb es ihn selbst mit einer unerklärlichen Unruhe an dieses Werk.

Seit Wochen fühlte er sich sehr unwohl, gebrauchte viel Medikamente, sah blaß und äußerst angegriffen aus und nur selten mehr brach der angeborene heitere Sinn durch seine traurige Gemüthsverfassung hindurch.

Als Mozart im September von der Reise heimkehrte, fand bald nachher die erste Aufführung der „Zauberflöte“ statt. Der Meister selbst dirigierte.

Nach der Ouvertüre war das Publikum ganz still. Schenk aber, der Lehrer Beethovens, der im Orchester mitwirkte, trock zum Dirigentenstuhle hin und küßte Mozarts Hand.

Als nach Schluß des ersten Aktes der Beifall gering war, tief Mozart blaß und bestürzt zu Schikaneder, der ihn beruhigte und tröstete.

Je weiter aber die Oper dem Ende entgegenging, desto härter wurde der Beifall und Jubel des Publikums.

Mozart sah am Pult und hatte seltsame Augen. Bis zum Vidrand waren sie überfüllt von der Leidenschaft der Musik, dabei tief geöffnet und blau schimmernd. Zerfließend änderte sich ihr Ausdruck und sammelte sich wieder, anders gefärbt. Wenn das Orchester einsetzte, tasteten sie reich. Dann stand runde, große Einsicht in ihnen, kindlicher, seelischer Zauber. Doch gleich wurde er verdünnt und phantastisches überwölkte den milden Glanz, von Düstern noch überhangen. Und nun war es doch wieder nur ein sanft versinkender Blick, von Schmerz, den er reichlich kennen gelernt, hinabgezogen. Der bitter zusammengepreßte Mund zeigte, daß er alle Leiden kannte.

Nun verschrüb er sich ganz der Arbeit am Requiem. Das gewaltige, christlich-mittelalterliche Gedicht des Dantes regte seine ganze musikalische Produktivität an; er wollte der Welt zeigen, was ihr schmerzhaft tragischer Inhalt und was ihre beseligende Versöhnung ist.

All dies machte ihm das Werk so innig lieb.

Konstanze sah mit Schrecken, daß ihr geliebter Mann immer hilfloser und gedrückter wurde.

An einem sonnigen Novembertage wanderte er mit seiner Frau in den Prater hinunter. Von der Donau her, über leichte Hümpel, kamen junge Wandersalten. Sie hatten die fröhlichen Schreie der Jugend und zärtlich schwirrten die Gitarren. Dann neigte sich der Tag und ein kalter Wind schüttelte das letzte Laub aus den Bäumen. Die Nacht verschluckte nun alle Konturen der Berge. Von den Wiesen kam ein Hauch der sterbenden Natur. Die Sterne glitzerten, in der Ferne bestanden die Dunde.

Da begann Mozart vom Tode zu sprechen und sagte mit Tränen in den Augen: „Ich weiß wohl, das Requiem schreibe ich für mich.“

Konstanze war aufs äußerste erschrocken und führte ihn zurück nach der Stadt. Dort traten sie noch in der „Silbernen Schlange“ ein und trafen Freunde an.

Ein paar Tage später konnte Mozart das Bett nicht mehr verlassen. Die Besinnung verließ ihn keinen Augenblick, auch seine wunderbare Güte und Milde nicht.

Er lag tief im Bett, in Wärmestößen gewacht, und sah auf die bunten Blumen der Tapeten, er hörte seine Uhr am

Nachtisch ticken und den Totenwurm im Holz bohren und wartete auf das Ende.

Dann griff er mit seinen zitternden Händen nach Bleistift und Notenpapier und triebte so vor sich hin, Noten, immer Noten.

Dabei dachte er an sein verronnenes Leben, das ihm matt entsank, und an dies Spiel, dies wunderbare Spiel mit den Melodien. Immer noch war das Requiem unvollendet und immer heftiger arbeitete er daran.

Stundenlang schüttelte ihn die Kälte. Wenn er träumte, dann klang zitternd das Herz. Immer wieder wandte er sich auf dem harten Lager um. Und hörte. Die Akkorde in seinem Herzen waren so seltsam schmeichelnd. Da waren nur den Arm zu strecken, und er hörte lange, sarte Töne, die hinstarben wie Seufzer. Er mußte lauschen, tief nach innen lauschen, denn die wunderbaren Akkorde riefen ihn, sie schmeichelten ihm, als wären es lebendige bearabene Stimmen.

An einem dieser Nachmittage kam Besuch. Mozart ließ sich die Partitur ins Bett reichen. Er ging mit den Freunden das Werk durch, und als sie zum Lacrimosa gelangten, da fing Mozart plötzlich zu weinen an und legte die Partitur beiseite: der Gedanke an das nahende Ende erfüllte seine Seele bis an den Rand.

Dann rief er Freund Süßmayr von neuem an sein Krankenlager und setzte ihm die weitere Ausarbeitung des Requiem auseinander.

Als die Freunde gegangen waren, schien er noch immer bei seiner Schöpfung zu sein.

Gegen Mitternacht trat der Todesengel an sein Lager.

Mozart richtete sich auf, seine Augen wurden gläsern. Dann wandte er das Haupt gegen die Wand und schlummerte hinüber.

Sinreichend war nun dieses kindliche Antlitz, wie lebend hinter den geschlossenen Lidern in der inneren Schau des Todes. Eine namenlose Feinheit sah aus diesen Augen, das Heimweh nach einer unsichtbaren Heimat, die nichts mehr gemein hatte mit Raum und Zeit und Ziel.

Da sich in Mozarts Nachlaß nur sechs Gulden befanden, mußte ein allgemeines Grab für den Meister genommen werden.

Als die schwer erkrankte Konstanze einige Monate später auf den Kirchhof kam, war der alte Totengraber plötzlich verstorben und der neue vermochte die Stelle nicht anzugeben, wo des Gatten Gebeine ruhten. Denn auch keiner der sogenannten Freunde war des schlechten Wetters halber der Bahre bis zum Friedhof gefolgt.

Darum ist das Sterben dieses Ewigen ungleich ergreifender als all die Todesstunden der Großen und Unvergänglichen.

In einer alten englischen Ballade „Sir John Moores Begräbnis“, die Byron sehr liebte, stehen ein paar Verse, die über diesem Grabe hängen könnten:

„Kein Grabtuch da, kein Priester nah,
Kein Sterbelleid und kein Schragen,
Wie ein schlafender Krieger lag er da,
Einen Mantel umgeschlagen.
So lieben wir ihn auf seinem Feld,
Blutfeucht vom Bestenume:
Da liegt er und schläft er allein, unser Held,
Allein mit seinem Ruhme.“

Aphorismen.

Von M. Seemann.

Man hält nur dann einen Gedanken für besonders tief, wenn man nie erfährt, wie tief er in Wahrheit ist.

Die meisten unserer Unternehmungen bleiben nur deshalb ohne Erfolg, weil wir ihre Früchte vor der Reifezeit ernten wollen.

Das haben die Frauen den Männern voraus: während die Männer ihr Leben gern nach Ideen und Prinzipien eintreten, so handeln die Frauen mehr nach ihrem Empfinden, weshalb sie in den meisten Fällen auch eine größere natürliche Sicherheit besitzen.

Alles zu glauben, was man will, ist sehr einfach und billig; aber auch zu glauben, was einem persönlich nicht paßt, darin wird sich erst wahres Menschentum zeigen.

Nur wer keine Einsicht besitzt und ohne Lebenserfahrung ist, wird vom Schicksal verlangen, daß sein Leben immer sinnvoll und vernünftig verlaufen möge.

Nur das ist wahrer Besitz, worauf man auch verzichten kann. Denn sonst besitzt man nicht, sondern wird belesen.



Frostschäden an unseren Obstbäumen.

Welch eine große Widerstandsfähigkeit müssen unsere Bäume und Sträucher besitzen, wenn man bedenkt, daß sie oft wochenlang eisiger Kälte preisgegeben sind, ohne sichtlichen Schaden zu nehmen. Selbst die Knospen bleiben unter ihrer nur dünnen, wenn auch dicht schließenden Hülle unverfehrt. Wahrlich eine geradezu erstaunliche Widerstandskraft, für uns unverständlich und rätselhaft. Erfahrungsgemäß vermag eine große Anzahl Bäume selbst recht niedrige Kältegrade ohne Nachteil zu ertragen. So erfrören Rosen erst bei — 18, Weinreben bei — 20, Eichen und Buchen bei — 25, Pflaumen und Kirschen bei — 30 und endlich Apfel und Birnen gar erst bei — 33 Grad. In Sibirien halten Birken und Bärchen im kräftigsten Wuchse längere Zeit einer Kälte von — 30 Grad stand, ohne daß Holz und Knospen erfrören.

Nicht immer zeigen die Gehölze eine so starke Widerstandsfähigkeit gegen die Kälte. Vor allem hat die Witterung im Herbst einen wesentlichen Einfluß auf das junge Holz in dieser Beziehung. In nassem Herbst können die jungen Triebe nicht rechtzeitig zu einem Abschluß ihres Wachstums gelangen. Ihr Gewebe erstarrt nicht, es bleibt weich und schwammig und ist noch längere Zeit reichlich mit Saft angefüllt. Es ist klar, daß solches Holz leichter erfrört als völlig ausgereiftes Holz, das durch seine feste, kernige Beschaffenheit auch eine größere Widerstandsfähigkeit gegen die Kälte erlangt hat.

Sehr verschieden kann die Ursache des Nichtausreifens des Holzes sein. Sehr viel kommt es auf die Bodenbeschaffenheit an. Bäume, die in feuchten Niederungen stehen, in denen sich zudem auch der Boden viel rascher und stärker abkühlt, leiden viel leichter unter der Kälte als solche auf freien Höhen. Hier kommen die Bäume nicht rechtzeitig im Herbst zur Ruhe; sie treiben infolge der ihnen reichlich zur Verfügung stehenden Feuchtigkeit besonders bei warmem Wetter freudig weiter. Ein Nicht-Ausreifen der jungen Triebe ist die unausbleibliche Folge. Darum melde man feuchte Niederungen für den Anbau der Bäume oder entwässere sie.

Auch die Düngung hat einen wesentlichen Einfluß auf die Widerstandsfähigkeit der Gehölze. Eine einseitige, starke stickstoffhaltige Düngung im frühen Herbst facht ebenfalls von neuem das Wachstum an, so daß die neu entstehenden Triebe nicht mehr austreifen können. Sie fallen deshalb dem ersten besten Frost zum Opfer. Dieselbe Erscheinung beobachtet man bei Bäumen, die zu stark beschnitten werden.

Man beugt den erwähnten Frostwirkungen am besten vor, wenn man nach Möglichkeit die erwähnten Ursachen beseitigt. Zunächst ist jede einseitige Düngung zu unterlassen und für eine richtige Vollnahrung zu sorgen, die den Baum gegen Kälte widerstandsfähiger macht und etwaige Frostschäden rascher zu heilen vermag. Vor allem müssen die Düngstoffe auch Mineralstoffe, wie Kali, Phosphorsäure und Kalk enthalten. Eine sachgemäße Ernährung des Baumes fördert das Reifen des Holzes, gibt ihm also eine größere Festigkeit und Widerstandskraft. Aus demselben Grunde darf bei dem Schnitt nicht allzu radikal vorgegangen werden.

Erfrören die jungen Triebe, die dann ihre irische grüne Farbe verlieren und auf dem Durchschnitt grau bis schwärzlich aussehen, so ist dieser Schaden nicht so schlimm. Ist das ältere Holz nicht in Mitleidenschaft gezogen worden, so überwundet der Baum bald den Schaden. Bei umfangreichem Frostschaden kann sich zwar der Baum auch wieder erholen, aber er bleibt doch sein Leben lang ein Invalide, der seine volle Wachstumsfreude nie wieder erlangt. Zeigen sich nach einem strengen Winter Flecken auf der Rinde und ist die Bildungsschicht, das sogenannte Kambium, die Stelle zwischen Holz und Rinde braun und schwarzgrau, dann hat der Baum unter der Kälte gelitten. Zwar vermag er auch diese kranken Stellen von innen heraus zu heilen, doch ist es ratzamer, ihn bei dem Heilungsprozeß zu unterstützen. Das geschieht, wenn man ihn im Frühjahr alsbald tüchtig schröpft. Oder man schneidet einzelne schmale Streifen der Rinde der Länge nach weg und verschmiert die bloßgelegten Stellen mit einer Baumharze aus Lehm, Öl und Kuhfladen. Auf diese Weise gelingt es, die vom Frost angegriffenen Stämme bald zu heilen.

Viel schlimmer sind die Frostschäden, die als Rindenbrand und Frostplatten besonders bei Birnbäumen zutage treten. Sie entstehen meist im Februar und März, wenn die Sonne die Südseite der gefrorenen Stämme plötzlich er-

wärmt oder wenn erwärmte Stämme plötzlich frieren. Der Rindenbrand ist an seinem krebsähnlichen Aussehen erkenntlich, während sich die Frostplatten als kleinere oder größere plattenartige Einsenkungen bemerkbar machen. Kleine Brandstellen heilen rasch, größere dagegen und vor allem die Frostplatten nur schwer; sie lassen Wunden zurück, die das Leben des Baumes gefährden. Auch hier hilft die erwähnte Baumharze, womit man die Wunden bestreicht, nachdem man die eingesunkenen Rindenteile abgehoben hatte, dann umwickelt man sie mit Sackleinen. Unter diesem Pflaster heilt jede Wunde.

Um junge Bäume vor Frostwirkung zu schützen, hülle man ihren Stamm lose in Stroh oder Schilf ein. Ältere Bäume streiche man mit Kalkmilch an, deren weiße Farbe die Wirkung der Sonnenstrahlen namentlich im März bedeutend mildert.

B. C.

Frühjahrsarbeiten an unseren Zimmerpflanzen.

Die Beschaffenheit des Blumentopfes.

Nach der winterlichen Ruhezeit werden die Zimmergewächse aus ihrem Überwinterungsraum gebracht und sobald wie möglich umgepflanzt. Dazu ist ein etwas größerer Topf nötig, der gerade groß genug ist, wenn sich der alte mit etwas Zwischeneraum hineinstellen läßt. Werden bereits gebrauchte Töpfe verwendet, so müssen sie mit warmem Wasser und Bürste innen und außen gründlich gereinigt werden. Es dürfen keine Reste alter Erde und sonstiger Schmutz in und an den Töpfen mehr haften, damit die Poren vollständig frei sind. Neue Töpfe sind mindestens ½ Stunde vor ihrem Gebrauche ins Wasser zu legen, damit sich die Wände voll saugen. Geschieht dies nicht, dann verbindet sich die eingefüllte Erde derart fest mit der Topfwand, daß beim späteren Austopfen der Wurzelballen leicht zerfällt.

Jeder Topf muß ein Abzugsloch haben, damit das überschüssige Wasser abfließen kann. Die Erde soll zwar feucht, nicht aber übermäßig naß sein. Staut sich das Wasser in der Erde, so entsteht leicht Humussäure. Diese Säure zerstört zunächst die zarten Saugwurzeln, läßt die Pflanzen selbst erkranken und langsam dahinsinken. Darum muß das Abzugsloch stets offen bleiben. Das wird dadurch bewerkstelligt, daß man einen nach oben gewölbten Topfscherben (von einem alten Topf) über das Abzugsloch legt. Bei größeren Gefäßen, in denen meist wertvollere Pflanzen (Palmen, Dracänen usw.) kultiviert werden, muß für eine richtige Drainage gesorgt werden. Auch hier kommt zunächst ein Scherben über das Abzugsloch, darüber eine fingerstarke Lage von Holzstößen oder kleinen Koksstücken. Wenn sich trotz dieser Unterlage das Abzugsloch durch Erde oder die Wurzeln, die nur zu häufig bei feuchtem Standort im Freien durchwachsen, verstopft, so sollte man es mit einem Stäbchen wieder öffnen. Zu dem Topf gehört schon aus Keimlichtgründen ein Unterseher. Er soll das überschüssige Wasser nach dem Gießen aufnehmen. Aber es wäre ein großer Fehler, den Blumentopf in dem Wasser stehen zu lassen. Nur die Feuchtigkeits liebenden Sumpfpflanzen gedeihen dabei frohlich weiter, die meisten anderen Topfgewächse erkranken und gehen zugrunde.

Behandlung der Rosen im Frühjahr.

Sobald im März mildes Wetter eintritt, ist die Decke der Rosen tagsüber zu lüften, jedoch sind abends, namentlich wenn starke Abkühlung in Aussicht steht, die Pflanzen wieder gut zu verwahren. Das Lüften ist notwendig, damit die Rosen unter der Decke keine geilen Triebe entwikkeln, die sie doch nur schwächen und später der Schere zum Opfer fallen. Je nach dem Eintritt milder Witterung werden die Rosen von der Decke ganz befreit und die Hochstämme aufgerichtet. Nun ist es auch Zeit zum Schnitt. Zunächst wird die Krone ausgelichtet. Dabei sind alle zu dicht stehenden und nach innen wachsende Triebe, sowie auch abgestorbene oder beschädigte Holz ganz wegzunehmen. Ebenso entferne man alle schwachen, dünnen Zweige, die doch keine Blüten hervorbringen können. Danach kann man mit dem eigentlichen Rückschnitt beginnen. Als Regel gilt im allgemeinen: Alle starkwüchsigen Sorten, einerlei ob Hochstämmige oder Buschrosen, sind auf 5–6 Augen, dagegen die schwachwüchsigen Rosen nur auf 3–4 Augen zurückzuschneiden.